

Das Berliner Tageblatt... erscheint täglich...



Der Abonnements-Preis... Berlin, den 2. Juli 1879.

Berliner Tageblatt.

Nr. 301.

Berlin, Mittwoch, den 2. Juli 1879.

VIII. Jahrgang.

Das Defizit der Mittelstaaten.

Legt man die Bevölkerungsziffern zu Grunde, so muß auffallen, daß nach den der Ziffernkommission gemachten Angaben über ihre Finanzverhältnisse Bayern, Württemberg und Baden ein verhältnißmäßig größeres Defizit haben, als Preußen, selbst wenn man die erwarteten Mindereinnahmen ihrer Staatsbahnen nicht in Betracht zieht.

Da anerkanntermaßen Landwirtschaft im Süden günstiger flüht, als bei uns im Norden, und die Großindustrie, welche sich in Preußen auf wenige Bezirke konzentriert, dort zahlreich und durch das ganze Land verstreut antrifft, ist, so muß die Hauptfinanzquelle der Einzelstaaten, die der direkten Steuern, dort reichlicher fließen als bei uns. Ueberdies besitzen die Südstaaten auch in der für Landesrechnung erbobenen Biersteuer, welche in den Einzelstaaten die dem Reich zu zahlenden Aemern um das Zweifache bis Vierfache übertrifft, einen Einnahmeposten, der die Verzinsung der allerdings relativ größeren Staatsanleihen mehr als aufwiegt.

Wenn trotzdem das Minus der Einnahme gegen Ausgabe dort größer, das Gehalt der Staatsbeamten aber nicht höher ist als bei uns, und dort Unternehmungen an den Staat für Zwecke, denen bei uns der Staatszweck verschrieben wäre, eben so wenig gefordert werden, so muß die Schuld lediglich an der ineffizienten Verwaltungsorganisation liegen.

In der That haben die Mittelstaaten — bei den Kleinststaaten war dies nicht gut möglich — die Selbstverwaltung nach preisgünstigen Maaßen nicht bei sich eingeführt und bilden, wie ehemals Hannover, reine Beamten-Staaten. Die untere Verwaltung des Anians bildet das Amt, dessen Sprengel nicht mehr als zehn bis fünfzehn hundert Seelen umfaßt, und das mit einem höheren Verwaltungsbeamten und den unermittellichen Exekutoren besetzt ist. Diese Verwaltungsbezirke sind indes viel zu klein und können dem Anmann genügende Beschäftigung nicht gewähren, es sei denn, daß man ihm die untergeordneten Polizeifunktionen mit überträgt; die preussische Regierung, welche die händereiche Verwaltung übertrug, als „bedeutliche Eigenheimlichkeit“ respektiert hat, ist denn auch längst zu dieser Uebertragung gekommen und läßt erst jetzt diesen Jahrgang untergehen.

An Altpreussen kommt erst auf einen Bezirk von durchschnittlich 60,000 Seelen der Landrat, und man hat noch nicht gehört, daß dieser Beamte außer Stunde wäre, seine Dienstgeschäfte zu bewältigen. Allerdings liegt zwischen ihm und der Landgemeinde der Amtsvorsteher, aber dieser verrichtet seinen Dienst als Ehrenamt und verursacht dem Staate keine Kosten.

Es fehlt nun zwar in Süddeutschland durchaus nicht an geeigneten Elementen zur Selbstverwaltung. Wenn man sich indes dort zu einer anderweitigen billigeren und eben so guten Organisation nicht entschließen kann, so sollte man wenigstens dem Reich nicht anheimlassen, das ganze deutsche Volk zu belassen, damit die mittelstaatlichen Verwaltungen Ausgaben, die ihre Regierungen vermeiden könnten, mit größerer Bequemlichkeit zu leisten im Stande seien.

Speziell Bayern, das uns ganz harmlos vorgerechnet hat, daß, damit ihm aus den erwarteten Reichsüberschüssen ein paar Millionen mehr zu Gute kämen, eine weitere Erhöhung der neuen Steuern von 160 auf 180 Millionen unbedingt erforderlich sei, könnte sehr gut sein Finanzbedürfnis um diese paar Millionen reduzieren und dadurch dem deutschen Volke die Aussicht auf weitere zwanzig Millionen Steuern berechnen, wenn es außer bei der Verwaltung auch bei der neuen Gerichtsorganisation zu Änderungen sich bequemen wollte. Für dieses Land mit seinen fünf Millionen Einwohnern sind 5 Oberlandesgerichte und 28 Landgerichte in Aussicht genommen, während Preußen bei einer mehr als fünfmal größeren Bevölkerung deren nur 13 resp. 91 erhält. Wenn man sich in Bayern zu größeren Gerichtsprengeln entschlossen hätte, so würde man die sachlichen Ausgaben für zwölf Kollegialgerichte und die Befolungen für deren Subalternbeamte sich sparen können.

Wir haben nichts dagegen, wenn einige Bundesstaaten sich eine föderale Verwaltungsorganisation nach ihrer Façon geben; aber der Fortfaktarismus scheint uns zu weit getrieben, wenn dies auf Kosten des germanischen Volkes geschehen soll. Die Finanzexplosion der Mittelstaaten, welche den Zweck haben, unter Nachweis des Defizits in diesen Staaten die Finanzalge in die Höhe zu schrauben, haben, wie hiermit gezeigt, den sehr bedenklichen Fehler, uns über die wahren Ursachen der außergewöhnlichen Höhe des Staatsbedürfnisses im Dunkel zu lassen und sind daher als Grundlage für Beschlässe nicht besonders geeignet.

Es ist dagegen ein anderer Punkt ins Auge zu fassen, der uns von sehr erheblicher Bedeutung scheint, und den die Reichsvertretung, wenn anders sie die Interessen der Gesamtunion vertret, unbedingt mit aller Geschäftigkeit durchzuführen hat.

Es kann nämlich nicht fehlen, daß, wenn der Frankensche Antrag, demzufolge die Polizeimaßnahmen an die einzelnen Bundesstaaten abgeteilt werden sollen, Gesetz wird, das Bevölkerungswachstum in den Einzel-Landtagen und somit die Einzelanträge selbst eine erhöhte Bedeutung erlangen. Dies ist auch um so notwendiger, als im Reich die Garantien für eine konstitutionelle Finanzverwaltung nach der in Aussicht genommenen Neuordnung der Dinge infolgedessen vermindert sind, als die Einzelstaaten von dem Augenblicke an, da sie von ihrem Defizit befreit und durch die neue Zollpolitik sogar in den Besitz reicher Mittel gesetzt worden sind, sich nicht mehr wie bisher schranken werden, die finanziellen Bedürfnisse des Reichs zu befriedigen, bzw. einen Theil ihres Ueberschusses herauszugeben.

Anfangs dieser Thatsache wäre es allerdings nur recht und billig, daß, wie in der Zolltarifkommission bei Besprechung der Nachweise über die Finanzlage der Einzelregierungen von liberaler Seite geltend gemacht worden ist, eigentlich in Zukunft die Einzelstaaten ihre Budgets dem Reichstage zur Prüfung vorlegen müßten. Dieser Gedanke ist durchaus berechtigt. Der Haupttheil der Garantie, die für den Steuerzahler von Belang ist, muß doch die Einzelanträge geboten werden und es kann nicht fehlen, daß dieser Gesichtspunkt unter Anderem auch schon bei den Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus eine Rolle spielen wird und muß.

„Wird es nicht Zeit, hineinzugehen, Jeannette? Die Sonne verschwindet.“ „Sans doute, Madame,“ erwiderte die Amme mit tiefer Reuerens, wobei sich die Fingel ihrer Hand bewegten. Während sie sich dem Saule näherte, hatte ein Dienster Knize ein Cabaret mit Kaffee und einige Zeitungen nach dem Balkon gebracht, und als die schöne Frau nach ihrem Gefährten umblühte, fand sie ihn bereits in eines der Blätter vertieft.

„Du hast keinen Blick hingeworfen, German,“ sagte sie schmelzend, und doch war es der Mitleid wertig. „Er lächelte etwas gezwungen. „Wir genießen ja ganz natürlich den Blick des jungen Herrn als Gast meines Desfers“ sagte er und las weiter. „Melitta wurde roth, ihr Auge blühte zu ihm hinüber, während sie wortlos den Kaffee einsteckte und die kleine Tasse De Paz zu sich hob, der nun doch von seinem Messager aufblühte und das Blatt neben sich legte. „Wen Du so viel Farbe hast, bist Du reizend,“ sagte er, mit einem süchtigen Blick auf die Hand, welche ihn lebte. „Nur dann?“ Die beiden Weiber wurden ganz und gar in Ton der alten Melitta hingeworfen. Inb in der That, wenn es sich um Reis handelte, durfte sie so übermäßig fragen. Ihre Schönheit hatte sich während dieser letzten Jahre noch üppiger entfaltet, ohne ihrer Jugendlichkeit etwas zu nehmen. Sogar die leise aufsteigende Linie, welche zwischen den feinen Brauen heimlich geworden war, stand dort nur wie ein verführerisches Räthsel. Der Mund, um welchen der letzte seine leuchtenden Zähne zu graben pflegte, war heute eben so frisch und thauig, wie es dem Tage, als er vor dem Altar ein Ja gesprochen, welches so bald nachher verneint worden war. Ueber ihren Lippen noch Tod hatten den unbefinnlichen Ausdruck dieser rothen Lippen verändert.

Wenn man berücksichtigt, wie sehr sich im Falle eines Aufschwunges von Handel und Industrie die Einnahmen aus den Zöllen und Verbrauchssteuern heben und damit die Ueberschüsse der Einzelstaaten wachsen können, so wird man auch zugestehen müssen, daß die Volksvorstellungen ganz besondere Gewissenhaftigkeit besitzen müssen, um nicht der Verführung zu verfallen, im Einzelnen, bei deren Aufbringung das Reich die Verantwortung und Wichtigkeit trägt, zu freigebig zu wirtschaften.

Politische Tages-Uebersicht.

Berlin, 2. Juli.

Das Entlassungsgeheul der drei Minister Höpfer, Fall und Friedenthal, von dem wir schon am Montag Abend unter fernem Kunde geben konnten, während die meisten andern Zeitungen sich erst vierundzwanzig Stunden später dazu bequemen, dasselbe als vollzogene Thatsache anzuerkennen, steht natürlich im Vordergrund aller politischen Diskussionen. Alle Berichte, die Bedeutung dieses bedeutungsvollen Entschlusses bieten, so manchen Mannern abzufassen, müssen vor der Wichtigkeit scheitern, mit der die Minister dem kaiserlichen Willen die Freundschaft flüchten. Ob Friedenthal dabei Gesundheitsrücksichten, Fall die Verhältnisse der evangelischen Kirche, Höpfer endlich die finanziellen Schwierigkeiten der Verstaatlichung unserer großen Privatbahnen zum Wortwort nimmt, ist für die politische Tragweite ihres Mandats von der Gemeinlichkeit mit dem Reichsanwalt durchaus unerheblich, ja gleichgültig.

Von zwei Dingen ist nur eines möglich: Entweder führt Bismarck sein Regierungsprogramm in noch passivem, auf welches sich die Minister Höpfer, Fall und Friedenthal verpflichteten, als sie in den Rath der Krone traten — und dann läge absolut kein Grund vor, eine Aenderung einzutreten zu lassen.

Oder aber führt Bismarck in nicht mehr derselben Haltung, Gesinnung und Programm und dann müssen charaktervolle Politiker sich von ihm trennen.

Da nun die Herren Höpfer, Fall und Friedenthal charaktervolle Politiker sind, was schwerlich Jemand bestreiten, da sie durch Entreichung ihres Entlassungsgeheules ihren männlichen Willen fundamen, fernhin mit dem Ministerpräsidenten nichts mehr gemein zu haben, im Thun und Lassen, so ist es für den gewöhnlichen Menschenverstand klar und deutlich: führt Bismarck in nicht mehr derselbe, der er gewesen, als ihm die politischen Freunde der drei scheidenden Minister zugehört. Dies ist der springende Punkt der Kritik und dieses Bewußtsein muß allem Volk gegeben werden, damit es klar erkenne, was aus den deutschen Reiche nun werden soll.

Schon merkt man den konservativen Organen die mühsam verhaltene fremde Stimmung an, die sich zunächst in „Gesprächen“, wie das die Fabel nennt, Luft macht, welche den Scheidenden ausgehellt werden. So schreibt der agrarisch-konservative „Reichsbote“, um nur eines zu erwähnen, unter Anderem:

Friedenthal schien für einen Reichsminister zu sehr Groß-Industrieller und Kaufmann zu werden; deshalb hielt es ihm schwer, sich in die wahre Lage der Landwirtschaft zu versetzen, und Dr. Falts Minister wirt ja schon lange dunkle Schatten voran.“

Die Freirevolutionen mögen sich für die Lebenswürdigkeiten, welche ihren Freirevolutionen bei ausgehellt werden, bei ihren konservativen, agrarischen Freunden bedanken. Aber auch die Freizügigkeit liefert ein wenig die Masse, wenn auch etwas vorzüglicher. Sie schreibt:

Scharfe Blicke durchzogen sein energisches Gesicht, ein bitterer Zug schattete um die Augen und wich selbst jetzt nicht, während er ein Scherzwort auf Melitta's Stottererie erwiderte. „Welches Programm für den Abend?“ fragte sie heiter und ließ das goldgefärbte Pantoffelchen auf der Spitze ihres Fußes tanzen. „Nehmen wir zu den Italienern?“ oder was sonst?“

„Bestimme Du — es ist mir gleichgültig.“ — Gleichgültig in der That! Aus dem Tone dieser Antwort klang so unverhüllte Abspannung, gelangweilte Unlust, daß die junge Frau die Lippen aufeinander drückte und piffte noch einem der Zeitungsblätter griff. Es war die Wiener Presse, welche ihr zur Hand gekommen. Während ihre Augen über die Spalten trieben, ohne durch deren Inhalt die Gedanken festzuhalten zu lassen, blühte De Paz mit eigenhändigem Ausdruck zu ihr hinüber. Das schöne Gesicht, worin er die verdanktes Gesicht betrachtete, war schwerlich dasselbe, von dem sie einst ihrer Mutter bekannte, es lodte sie unwiderstehlich nach. Ueberlegenheit, Ironie spielte heute darin, doch wich auch dieser Zug nach ihrem innerem Ernst. German schüttelte den Kopf auf seinen Arm und richtete einen trübsamerischen, schmerzlichen Blick auf das stehende Gemüth.

Ein unartikulierter, halb erstickter Laut rief ihn aus seinem Sinnen. Er sah Melitta aufrecht, mit entzückten Lippen und weitgeöffneten Augen, die auf ihn gefehert waren, ohne ihn zu sehen — ein seltsames Fernsehen stand darin. „Was ist Dir?“ rief er betroffen. „Die Falt zusammen und harre ich nun mit dem Ausdruck tödlichen Entschlusses an. Ihre Aemter verlassen, als Fremder aber den Arm ausstreckte, um sie zu fassen, wie sie zurück, ihre Hand, welcher das Zeitungsblatt entfiel, wollte abweisen, so entzückten abweichend, daß er regungslos blieb und ihr stumm nachsah, während sie durch die offene Thüre in das Zimmer schritt, es mit so machartiger Bewegung durchmaß, als hätte eine Statue Regung gewonnen, und dann ins Nebenzimmer verschwand.“

(13. Fortsetzung.) Gräfin Lenore.* Erzählung von A. Sodin.

Zwei Jahre sind vergangen. Ein junges Paar erhebt sich im Speisezimmer eines eleganten Apartments der Chaussee d'Antin toben von der Tafel und nimmt die Ehe ein, welche auf dem nach dem Garten gehenden Balkon vor ein zierliches Tischchen gerückt sind. Schwader Duft bringt herauf, vom leichten Abendwinde getragen. Der Frühling hatte sich in diesem Jahre sogar in Paris verpätet; obgleich der Mai schon im Begriff war, die Schwelle zu überschreiten, prägnant erst jetzt die Frühlingsdüfte in voller, doppelt üppiger Blüthe.

Denn war es warm und schön. Der nach Westen gelegene Garten erstrahlte unter dem Schimmer der Sonne in rosigem Licht geistlich, dessen Schimmer das Lieblichste verklärte, was sich zwischen Frühlingsgärten denken läßt: ein lachelndes Stinbergelächel. Das kleine Becken, welches an dem Arme der prozessualischen Amme tanzte, die sorgsam auf dem nach sonnennarmen Wege hin und wieder ging, mochte etwas über ein Jahr zählen. Es war ein süßliches Blaudüpfchen, das sich verlangend dem Himmel zu richtete, während die kleinen Arme nach den purpurnen Wollen zu blicken schienen, die doch oben schiffen.

Die junge Frau bog sich über das Balkongitter, flachte leicht in die Hände und rief in lautmendem Tone hinab: „Maman!“ Das leuchtende Gesichtchen wandte sich ein Jubelrausch auf, wie er nur Kindern zu Gebote steht, die noch keine andere Sprache wissen, als den Ton.

Den bei Romanguteren Abonnenten wird der bereits erscheinende Teil des Romans gegen Entsendung der Abonnementszahlung gratis nachgeschickt.